

24. Januar 2008 : Verleihung der Fidicin-Medaillen an Dr. Eva Börsch-Supan und Prof. Dr. Helmut Börsch-Supan im Wappensaal des Berliner Rathauses

Worte des Dankes von Prof. Dr. Helmut Börsch-Supan:

Wir – meine Frau und ich – freuen uns sehr über die Auszeichnung durch den ehrwürdigen Verein für die Geschichte Berlins. Da wir in einem nur zwei Jahre jüngeren Haus wohnen, haben wir eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Alter des Vereins. Das Rote Rathaus ist zwar früher begonnen, aber später vollendet worden. Es ist allerdings etwas größer.

Wir können es noch etwas anders rechnen. Zusammengenommen sind wir genau 150 Jahre alt und damit 7 Jahre älter als der Verein. Diesen Vorsprung – oder ist es ein Rücksprung? – haben wir nur durch Ihre Generosität, uns beide auszuzeichnen, erhalten.

Fidicin klingt wie Medizin. Für uns sind die Medaillen – wir dürfen ja vom Plural reden – auch so etwas Ähnliches, etwas Aufbauendes, das uns ermuntert, weiterzumachen.

Eine Medaille hat bekanntlich zwei Seiten. Hätten wir nur eine Medaille zusammen erhalten, hätte ich mich wohl anstandshalber mit der Rückseite begnügen müssen. So hat aber jeder eine eigene und wird dadurch zu Vorsicht und Rücksicht ermahnt, zur Vorausschau und zur Rückschau. Das ist der Sinn der Beschäftigung mit Geschichte. Unser Dank dafür ist herzlich, sehr herzlich, denn wir gehören nicht zu den alten Menschen, die mit Ehren überhäuft werden, weil man sie den Jungen noch nicht geben kann. Bei den Olympiamedaillen ist es anders.

Man erhält sie als relativ junger Sportler unmittelbar nach Erbringen der Leistung. Wir dagegen erhalten unsere Medaillen im Zustand schwindender Kräfte für etwas, das wir in der Vergangenheit zuwege gebracht haben. Manches, was wir gemacht haben, kommt uns schon als Geschichte vor.

Wir sind beide Kunsthistoriker, und wir wissen, dass unser Fach nur ein Nebenfluss ist, der in den Hauptstrom der Geschichte einmündet. Dass dieser kein reines Quellwasser führt, in dem man ohne Bedenken baden kann, wissen wir alle. Das gilt aber auch für die Kunstgeschichte, obgleich sie manchem als die Welt des Schönen, Guten und Wahren gilt. Der Nebenfluss also, der in einen breiteren Strom mündet, das ist ungefähr das Verhältnis von Spree und Havel und von Berlin zu Spandau, das den Vorzug besitzt, an beiden Flüssen zu liegen. Freilich ist die Havel auch nur ein Nebenfluss. Es war zwar geschickt, Spandau einzugemeinden und so auch an der Havel zu liegen, aber um an einem Hauptstrom zu liegen, müsste Berlin noch sehr viel eingemeinden. Sie merken schon: hier äußert sich die Arroganz des Kölners, der am Rhein, und der Dresdnerin, die an der Elbe aufgewachsen ist. Aber wir sind beide Berliner geworden und können uns nicht vorstellen, aus dieser ein so seltsames Kribbeln erzeugenden Stadt wegzuziehen. Wir haben es gelernt, am Nebenfluss eines Nebenflusses und doch in einer Hauptstadt zu leben. Wir haben begriffen, welch anrührend resignativer Unterton in dem scheinbar so stolzen Satz Willy Brandts liegt „Und Berlin liegt immer noch an der Spree“. Hier gibt es keine Überschwemmungen, sondern Stromstöße anderer Art, die ständig dazu antreiben, gegen den Strom zu schwimmen. Das erhält zwar nicht jung, aber es verlangsamt das Altern. Ein Geschichtsverein ist für Berlin wichtiger als für Rothenburg ob der Tauber, weil die Stadt sich mit ihrer Geschichte schwer tut und nur zu gern mit ihrer Jugend und Wandlungsfähigkeit kokettiert.

Wertvoller ist das Gleichbleibende des Individuellen, das nicht Austauschbare einer urbanen Atmosphäre. Ihr kann man sich zugehörig fühlen, nicht dem ständig sich Verändernden. In Ihrem Faltblatt wird als einer der Zwecke des Verein die „Förderung der heimatkundlichen Forschung“ genannt. Das Wort „Heimat“ und der Anspruch auf Weltgeltung stoßen sich wie der Turm der Marienkirche und der Fernsehturm nebenan. Es muss die Geschichtswissenschaft geben, die gleichsam fernsieht, aber sie hätte keine Bodenhaftung, gäbe es nicht die Lokalforscher. Von den vielen Argumenten für eine Heimatkunde sei nur eines noch genannt: die Pflege des Andenkens an die Mitbürger, die es verdient haben, nicht vergessen zu werden. Das ist ein Kitt, der eine Stadt zusammenhält. Uns liegt es am Herzen, hier einen Namen stellvertretend zu nennen: Hans-Werner Klünner. Mit ihm durch die beiden Medaillen verbunden zu sein, macht uns ein bisschen stolz.